

(Nachdruck verboten.)

25]

Das Duell.

Roman von N. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Geh.

Jetzt erhob Komaschow sich höher und sah deutlich ihre schwarzen, großen Augen, die bald kleiner, bald größer wurden, wodurch in der Dunkelheit ihr ganzes ihm so bekanntes und unbekanntes Gesicht sich wunderbar veränderte. Er suchte mit heißen trockenen Lippen ihren Mund, aber sie wich ihm aus, schüttelte leise den Kopf und wiederholte langsam, flüsternd:

„Nein, nein, nein . . . mein Lieber, nein . . .“

„Geliebte . . . wie bin ich glücklich! . . . Ich liebe Dich . . .“ wiederholte Komaschow in einer Art entzückten Traums. „Ich liebe Dich. Sieh: Diese Nacht, diese Stille, und niemand außer uns. O, mein Glück, wie ich Dich liebe!“

Aber sie sagte flüsternd „nein, nein“ und lag schwer atmend mit dem ganzen Körper auf dem Boden. Endlich sagte sie kaum hörbar, gleichsam mit Anstrengung:

„Komotschka, warum sind Sie so . . . schwach? Ich will es nicht verbergen, es zieht mich zu Ihnen hin, Sie sind mir lieber als alle anderen: wegen Ihrer Unbeholfenheit, Ihrer Reinheit, Ihrer Zärtlichkeit. Ich will Ihnen nicht sagen, daß ich Sie liebe, aber ich denke immer an Sie, ich sehe Sie im Traum, ich . . . ich fühle Sie . . . mich erregt Ihre Nähe und Ihre Verührung. Aber warum sind Sie stets so wehleidig? Ist doch Mitleid die Schwester der Verachtung. Glauben Sie mir: Ich kann Sie nicht verehren. O, wenn Sie doch stark wären.“ Sie nahm die Mütze von Komaschows Kopf und begann sein weiches Haar langsam zu streicheln und zu glätten. „Wenn Sie sich doch einen großen Namen, eine hohe Stellung erobern wollten! . . .“

„Das tue ich, tue ich!“ rief Komaschow leise. „Seien Sie mir mein. Kommen Sie zu mir. Ich will Sie das ganze Leben . . .“

Sie unterbrach ihn mit freundlichem, traurigem Lächeln, das aus ihrer Stimmeklang:

„Ich glaube, daß Sie das wollen, Liebling, aber Sie tun nichts. Ich weiß, daß Sie nichts tun. O, wenn ich nur ganz wenig auf Sie hoffen könnte, würde ich ja alles hinwerfen und zu Ihnen kommen. Ach, Komotschka, mein Herrlicher, ich habe ein Märchen gehört, daß Gott alle Menschen zuerst ganz geschaffen, dann aber aus irgendwelchem Grunde jeden in zwei Teile zerstückelt und diese in der Welt zerstreut hätte. Und jetzt sucht die eine Hälfte das ganze Leben lang die andere — und findet sie nicht. Mein Lieber, auch wir beide sind zwei Hälften. Wir haben alles gemeinsam: Was wir lieben und was wir nicht lieben, unsere Gedanken, Träume und Wünsche. Wir verstehen uns durch Wicke und halbe Worte, sogar ohne Worte, allein seelisch. Und nun muß ich Dir entsagen. Ach, das ist schon das zweitemal in meinem Leben.“

„Ja, ich weiß.“

„Hat er zu Dir gesprochen?“ fragte Schurotschka schnell.

„Nein, das ist zufällig gekommen. Ich weiß es.“

Sie schwiegen. Am Himmel flammten als zitternde, grüne Flecken die ersten Sterne auf. Von rechts drangen kaum hörbar Stimmen, Gelächter und Gesang herüber. Der übrige Teil des in weiche Finsternis versunkenen Gehölzes war von heiliger nachdenklicher Stille erfüllt. Der Scheiterhaufen war von hier nicht zu sehen, aber bisweilen lief an den Gipfeln der nächsten Eichen, wie der Abglanz eines fernen Wetterleuchtens, ein rotes, zitterndes Licht entlang. Schurotschka streichelte leise Kopf und Gesicht Komaschows; als er aber mit den Lippen ihre Hand gefunden hatte, drückte sie selbst die Handfläche gegen seinen Mund.

„Ich liebe meinen Mann nicht.“ sagte sie langsam, wie in Gedanken. „Er ist roh, unedelhaft, ohne jede Empfindung. Ach — ich schäme mich, es zu sagen — aber wir Frauen vergessen nie die erste Gewalt, die man uns antut. Dann ist er so wütend eifersüchtig. Er quält mich jetzt noch immer mit diesem unglücklichen Rasanski. Stößt jede Kleinigkeit heraus, stellt so ungeheuerliche Anforderungen an mich, pfui! . . . Forcht mich frech aus. Ach Gott! Es war doch ein unschuldiger, halb

kindlicher Roman! Aber er gerät schon von dem bloßen Namen in Raserei.“

Als sie sprach, zitterte ihre Stimme und auch ihre Hand, die seinen Kopf streichelte.

„Ist Dir kalt?“ fragte Komaschow.

„Nein, Lieber, mir ist gut.“ sagte sie sanft. Und plötzlich rief sie mit unerwarteter, unbezwinglicher Leidenschaft aus:

„Ach, mir ist so gut bei Dir, mein Geliebter!“

Dann legte er ihre Hand in seine, berührte leise ihre zarten Finger und begann in schüchternem, unsicheren Tone:

„Sag mir . . . ich bitte Dich. Du sagst ja selbst, daß Du ihn nicht liebst . . . Warum seid Ihr denn zusammen?“

Aber sie richtete sich schnell vom Boden auf, setzte sich hin und fuhr hastig mit den Händen über die Stirn und die Wangen, wie aus einem Schlaf erwachend.

„Es ist schon spät. Komm. Man sucht uns vielleicht schon.“ sagte sie in verändertem, ganz ruhigen Tone.

Sie erhoben sich aus dem Grase und standen sich schweigend, jeder den Atem des anderen hörend, sich dicht in die Augen blickend und sie doch nicht sehend, einander gegenüber.

„Leb wohl!“ rief sie plötzlich mit hellklingender Stimme. „Leb wohl, mein Glück, mein kurzes Glück!“

Sie schlang plötzlich die Hände um seinen Hals, preßte ihren heißen, feuchten Mund gegen seine Lippen und drängte sich mit zusammengepreßten Zähnen, stöhnend vor Leidenschaft, mit dem ganzen Körper, von den Füßen bis zur Brust gegen ihn. Komaschow hatte eine Empfindung, als wenn die schwarzen Eichenstämme nach einer Seite entwichen, die Erde aber nach der anderen, und als wenn die Zeit stehen blieb.

Dann befreite sie sich gewaltsam aus seinen Händen und sagte fest:

„Leb wohl. Genug. Jetzt wollen wir gehen.“

Komaschow fiel vor ihr ins Gras, umschlang ihre Füße und begann ihre Knie mit langen festen Küssen zu bedecken.

„Sascha, Saschenka!“ stammelte er unsinnig, „warum willst Du Dich mir nicht hingeben? Warum nicht? Sei mein! . . .“

„Komm, komm.“ drängte sie ihn zur Eile. „So stehen Sie doch auf, Georgii Alexejitsch. Man überrascht uns hier. Kommen Sie.“

Sie gingen in der Richtung, aus der man Stimmen hörte. Komaschow nickte die Beine ein und zitterten, und in den Schläfen hämmerte das Blut, er wollte beim Gehen.

„Ich will keinen Betrug.“ sagte Schurotschka hastig und noch schwer atmend. „Nein, ich stehe über dem Betrug, aber ich will keine Feigheit: Im Betrug liegt stets Feigheit. Ich sage Dir die Wahrheit: Ich habe meinen Mann noch nie betrogen und betrüge ihn auch so lange nicht, bis ich ihn aus bestimmten Gründen verlasse. Aber seine Schmeicheleien und Küsse sind für mich schrecklich, sie flößen mir Ekel ein. Höre, ich habe erst jetzt — nein, schon früher, wenn ich an Dich und Deine Lippen dachte — ich habe erst jetzt verstanden, welch unendlicher Genuß, welch unendliche Seligkeit darin liegt, sich einem geliebten Manne hinzugeben. Aber ich will keine Feigheit, ich will keinen heimlichen Diebstahl. Und dann . . . Wart, beug Dich zu mir, Lieber, ich will es Dir ins Ohr sagen, es ist unanständig . . . dann — will ich kein Kind haben. Pfui, wie gemein: Ein Oberleutnant, achtundvierzig Rubel Gage, sechs Kinder, Windeln, Armut . . . O, wie schrecklich!“

Komaschow sah sie verständnislos an.

„Aber Sie haben doch einen Mann . . . das ist doch unvermeidlich.“ sagte er unentschlossen.

Schurotschka lachte laut auf. In diesem Lachen lag etwas instinktiv Unangenehmes, was Komaschow innerlich kalt anwehte.

„Komotschka . . . Ach, ach, ach, wie sind Sie dumm!“ rief sie mit der Komaschow bekannten dünnen Kinderstimme. „Verstehen Sie diese Dinge wirklich nicht? Nein, sagen Sie die Wahrheit — verstehen Sie das nicht?“

Er zückte verwirrt die Achseln. Ihm war so ungemütlich wegen seiner Raubität zumute.

„Entschuldigen Sie . . . aber ich muß sagen . . . ich gebe Ihnen mein Ehrenwort . . .“

„Nun, Gott behüte Sie; ist auch nicht nötig. Wie sind Sie rein, lieber Komotschka! Wenn Sie einmal erwachsen sind,

Denken Sie an meine Worte: Was mit dem Mann möglich ist, ist mit dem Geliebten nicht möglich. Ach, denken Sie aber nicht daran. Es ist häßlich — aber was soll man machen.“

Sie näherten sich schon dem Ort des Picknicks, hinter den Bäumen konnte man die Flamme des Scheiterhaufens sehen. Die krummen Stämme, die das Feuer verdeckten, erschienen wie aus schwarzem Metall gegossen, und an ihren Seiten schimmerte rotes, veränderliches Licht.

„Nun, wenn ich mir aber Mühe gebe?“ fragte Komaschow. „Wenn ich erreiche, was Dein Mann will, oder noch mehr? Was dann?“

Sie preßte ihre Wange fest gegen seine Schulter und erwiderte schnell:

„Dann — ja, ja, ja, ja.“

Sie traten schon auf den freien Platz. Der ganze Scheiterhaufen und die kleinen, schwarzen Gestalten um ihn wurden sichtbar.

„Komotschka, jetzt das letzte,“ sagte Alexandra Petrowna hastig, aber mit Kummer und Unruhe in der Stimme. „Ich wollte Ihnen den Abend nicht verderben und habe nicht davon gesprochen. Hören Sie, Sie dürfen nicht mehr zu uns kommen.“

Er blieb niedergeschmettert, verwirrt stehen.

„Warum denn? O, Sascha! . . .“

„Kommen Sie, kommen Sie . . . Ich weiß nicht, wer das tut, aber mein Mann wird mit anonymen Briefen bombardiert, er hat sie mir nicht gezeigt, sondern nur beiläufig davon gesprochen. Man schreibt ihm häßliche, gemeine Geschichten von mir und von Ihnen. Kurz, ich bitte Sie, kommen Sie nicht mehr.“

„Sascha!“ stöhnte Komaschow flehend und streckte die Hände nach ihr aus.

„Ach, mir tut das selbst weh, mein Lieber, mein Teurer, mein Zärtlicher! Aber es muß sein. Also hören Sie! Ich fürchte, er wird selbst mit Ihnen darüber sprechen. Ich flehe Sie an, bezwingen Sie sich, um Gottes willen. Leb wohl, meine Freude!“

Bevor sie an den Scheiterhaufen kamen, trennten sie sich. Schurotschka ging geradeaus nach oben, Komaschow nach unten und machte einen Umweg am Bache entlang. Das Kartenspiel war noch nicht zu Ende, aber ihre Abwesenheit war bemerkt worden, wenigstens blickte Diez, als Komaschow an den Scheiterhaufen trat, ihn so frech an und hustete so unnatürlich auffällig, daß Komaschow am liebsten einen Feuerbrand genommen und auf ihn losgeschlagen hätte.

Dann sah er, wie Nikolajew vom Spiel aufstand, Schurotschka beiseite führte und mit zornigen Gebärden und bösem Gesichtsausdruck lange mit ihr sprach. Sie richtete sich plötzlich auf und sagte ihm mit nicht wiederzugebendem, unzufriedenem und verächtlichem Ausdruck ein paar Worte. Und dieser große, starke Mensch duckte sich plötzlich unterwürfig und ging wie ein gebändigtes, aber seine Bosheit verbergendes wildes Tier von ihr.

Das Picknick war bald zu Ende. Die Nacht wurde kühl und vom Bache wehte es feucht herauf. Der Vorrat an Fröhlichkeit war längst erschöpft, und alle fuhren müde, unzufrieden, ohne ihr Gähnen zu verbergen, nach Hause. Komaschow sah wieder mit dem Fräulein Michin in einem Wagen und schwiwg den ganzen Weg über. In seiner Erinnerung standen die schwarzen, ruhigen Bäume, und der dunkle Berg, und der blutrote Abendrotstreifen über seinem Gipfel, und die weiße Gestalt der Frau, die im dunkeln, würzigen Grase lag. Aber trotz seines aufrichtigen, tiefen und heftigen Kummers dachte er von Zeit zu Zeit wieder mit Pathos über sich selbst:

„Sein hübsches Gesicht war mit einer Kummervolke überzogen.“

15.

Am 1. Mai zog das Regiment ins Feldlager, das sich jahraus, jahrein an derselben Stelle, zwei Werst von der Stadt, diesseits des Eisenbahndammes befand. Die jüngeren Offiziere mußten laut Befehl während der Lagerzeit bei ihren Kotten in Holzbaracken wohnen; Komaschow aber blieb im Stadtquartier, weil die Offiziersbehausung der sechsten Kotte schrecklich baufällig war und einzustürzen drohte und es zur Wiederherstellung am nötigen Gelde fehlte. Er mußte den Tag über vier Wege extra machen: zum Morgendienst, dann zurück ins Kasino zum Mittagessen, dann wieder zum Nachmittagsdienst und wieder zurück in die Stadt. Das machte Komaschow aufgeregter und müde. Im ersten halben Monat

des Lagerlebens wurde er mager und blaß, und seine Augen fielen ein.

Uebrigens war es für alle kein leichtes Leben, weder für die Offiziere noch für die Soldaten. Man rüstete sich zur Maiparade und kannte kein Erbarmen noch Müdigkeit. Die Kottenkommandeure jagten ihre Kotten zwei bis drei Stunden über die Dienstzeit hinaus auf dem Platz umher. Während des Dienstes ertönten von allen Seiten aus Kotten und Zügen ununterbrochen schallende Ohrfeigen. Oft beobachtete Komaschow von weitem, zweihundert Schritt entfernt, wie irgend ein ergrimmtter Kottenkommandeur seine sämtlichen Soldaten der Reihe nach vom linken bis zum rechten Flügel schlug. Zuerst ein unhörbares Schwingen der Hand und — erst nach einer Sekunde — das trodene Knaden eines Schläges, und nochmals und nochmals und nochmals . . . Das verursachte ein schwer zu ertragendes, ekelregendes Gefühl. Die Unteroffiziere schlugen ihre Untergebenen wegen geringfügiger Fehler bei der Instruktion, für Aus-dem-Tritt-kommen beim Marschieren — schlugen sie bisweilen bis aufs Blut, schlugen ihnen Zähne aus, schlugen sie an die Ohren, daß das Trommelfell platzte, warfen sie durch Faustschläge zu Boden. Niemand kam der Gedanke, sich zu beschweren; es lastete wie ein allgemeines, ungeheures, bössartiges Apdrücken auf allen, eine Art schrecklicher Hypnose, die das ganze Regiment ergriffen. Zu allem kam noch die fürchterliche Hitze. Der Mai war in diesem Jahre ungewöhnlich heiß.

Alle Nerven waren bis aufs äußerste angespannt. Im Offizierskasino kam es beim Mittags- und Abendessen immer häufiger zu dummen Streitigkeiten, grundlosen Beleidigungen und Hänkereien. Die Soldaten kamen herunter und sahen wie Idioten aus. In den kurzen Erholungspausen ertönten aus den Zelten weder Späße noch Lachen. Aber man zwang sie dennoch, abends nach dem Appell lustig zu sein. Und die Leute versammelten sich in einem Haufen und brüllten mit gefühllosen Gesichtern gleichgültig:

„Seht den russischen Soldaten —
Augeln, Bomben um und um
Sind ihm gute Kameraden,
Schert den Teufel sich darum!“

Dann wurde auf der Harmonika zum Tanz gespielt, und der Feldwebel kommandierte:

„Gregorajsch, Skworzow, in den Kreis! Tanz, ihr Schweinekerls! . . .“

Sie tanzten, aber in diesem Tanz wie auch im Gesang lag etwas Hölzernes, Totes, von dem man weinen mußte.

Nur in der fünften Kotte führte man ein leichtes, freies Leben. Die Kotte ging zum Morgendienst eine Stunde später als die übrigen und kam eine Stunde eher nach Hause. Die Leute sahen alle musterhaft proper, unternehmend aus und blickten jedem Vorgesetzten verständig und kühn in die Augen; sogar die Uniform und Hemden saßen bei ihnen adretter und netter als bei den anderen Kotten. Ihr Kommandeur, Hauptmann Stelkowski, war ein sonderbarer Mensch: ein Junggeselle, ziemlich reich für das Regiment — er erhielt irgendwoher monatlich etwa zweihundert Rubel —, sehr unabhängig von Charakter, von trockenem, verschlossenem, wenig umgänglichem Wesen und außerdem ein Wüstling. Er lodte als Bedienung junge, oft noch nicht volljährige Mädchen aus einfachen Familien zu sich und schickte sie nach einem Monat mit einer Geldbelohnung, die er für reichlich hielt, nach Hause; und das ging jahraus, jahrein mit unheimlicher Regelmäßigkeit. In seiner Kotte wurde nicht geschlagen und nicht geschimpft, wenn es dort auch nicht besonders sanft herging; aber seine Abteilung stand in bezug auf Aussehen und Schlagfertigkeit keinem Garderegiment nach. Stelkowski besaß in höchstem Maße beharrliche, kaltblütige und sichere Ausdauer und verstand diese Eigenschaft auf seine Unteroffiziere zu übertragen. Was man in anderen Kotten durch Schläge, Strafen, Beschimpfe und arges Schinden in einer Woche erreichte, brachte der ruhige Stelkowski in einem Tage zuwege. Dabei geizte er mit Worten und erhob selten die Stimme; wenn er aber sprach, waren die Soldaten wie versteinert. Die Kameraden verhielten sich übelvollend gegen ihn; die Soldaten aber liebten ihn aufrichtig: vielleicht der einzige Fall im ganzen russischen Heere.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Wenn man einem naiven Naturmenschen die Frage nach dem Unterschiede zwischen Tier und Pflanze vorlegt, so wird er einen überhandtun ansehen, daß man nach etwas so selbstverständlichem überhaupt fragen kann. Es rührt dieses daher, weil die Mehrzahl der Menschen überhaupt nur die höheren Tiere und Pflanzen kennt, und in der Tat sind ja die Unterscheidungsmerkmale zwischen einem Elefanten, einer Maus, einem Fisch, Schmetterling, Wurm auf der einen Seite und einem Kirschaum, einer Blume, Gras, Farnkraut oder Moose andererseits so in die Augen springende, daß niemand einen Augenblick im Zweifel sein wird, welchem der beiden Naturreiche die einen oder die anderen zugeteilt werden müssen.

Wie ist es aber, wenn wir tiefer auf der Stufenleiter beider Reiche heruntersteigen zu einfacheren Formen? Ist da die Grenze auch noch so sicher?

Betrachten wir z. B. einen Stock der Edelkoralle, mit seiner baumartigen Verzweigung, mit seinen vielen hundert von einzelnen Bewohnern und gleichzeitigen Baumeistern, den Polypen, die wie kleine, leuchtende Blüten aus seinen Zweigen hervorschauen. Oder sehen wir uns mal ein nahe verwandtes Lebewesen, eine Seerose an, eines jener herrlichen Geschöpfe, die in großen Scharen die Felsen des Meeresbodens wärmerer Gegenden wie mit einem farbenprächtigen Blumenteppeich überziehen, und die stets einen Hauptreiz des Berliner Aquariums bilden! Da würde doch mancher, selbst trefflicher Beobachter schwanken, ob er ein Tier oder eine Pflanze vor sich hat. Ja selbst die Fachgelehrten rechneten bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts Korallen so gut wie Seerosen dem Pflanzenreiche zu. Als dann der französische Marinearzt *Bejonne* in einer eingehenden Untersuchung die tierische Natur dieser Lebewesen nachwies und seine Arbeit der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorlegte, glaubte der damalige Präsident der Akademie, der berühmte *Buffon* *de la Saumure*, den Namen des Entdeckers verschweigen zu müssen, um ihn nicht dem allgemeinen Geispött aussetzen. Und doch sind die Polypen, wie wir jetzt wissen, ihrem ganzen inneren Bau nach unzweifelhaft Tiere.

Noch viel weniger würde man in den Schwämmen, deren gemeinsten Vertreter, den Badeschwamm, ja jeder kennt, Tiere vermuten. Unbeweglich sind sie auf dem Meeresboden festgewachsen und keine Bewegung läßt vermuten, daß wir überhaupt ein lebendes Geschöpf vor uns haben. Und in der Tat konnte erst genaue mikroskopische Untersuchung und die Entdeckung ihrer Entwicklungs-geschichte ihre tierische Natur erweisen. Die Jungen der Schwämme verlassen nämlich als kleine, mit feinen Haaren besetzte Larven den Körper ihrer Mutter und schwimmen munter umher. Erst nach mehreren Tagen heftet sich die Larve auf einem Steine fest und wandelt sich zum Schwamme um.

Wenn man nach dem Gesagten zugeben muß, daß der bloße Augenschein häufig nicht ausreichend ist, um Tiere und Pflanzen von einander zu unterscheiden, so wollen wir jetzt noch kurz die Merkmale prüfen, auf denen die Wissenschaft die Trennung der Lebewesen in die beiden Naturreiche gegründet hat. Als durchgreifendster und wichtigster Unterschied ist vor allem die verschiedene Art des Stoffwechsels zu nennen. Während die Tiere und natürlich auch der Mensch zu ihrer Ernährung auf bereits vorgebildete, organische Stoffe, also auf andere Lebewesen angewiesen sind, besitzen die Pflanzen die Fähigkeit, ihre Nahrung direkt aus der sie umgebenden Luft zu beziehen. Dank gewisser winziger, in ihren Körperzellen befindlicher Gebilde, des Blattgrüns, sind die Pflanzen nämlich befähigt, direkt die Kohlenäure der Luft aufzunehmen und sie unter der chemischen Einwirkung des Sonnenlichtes zu Kohlenhydraten (Stärke und anderen Nährstoffen) und Sauerstoff umzuwandeln. Erstere dienen den Pflanzen teils sofort zur Ernährung, zum größten Teil werden sie jedoch als Reservestoffe in den Geweben, namentlich in den Wurzelknollen und Samen aufgespeichert, während der Sauerstoff ausgeatmet wird. Die Tiere hingegen atmen Sauerstoff ein und scheiden Kohlenäure aus, so daß eine ewige Ergänzung, ein fortwährender Kreislauf der Stoffe zwischen den beiden Reichen stattfindet.

So scheint es denn in der Tat, als hätte man in dem Vorhandensein oder Fehlen des Blattgrüns und der dadurch bedingten Verschiedenartigkeit der Ernährung ein entscheidendes Merkmal, zu welchem Reiche ein Organismus gestellt werden muß.

Vor einer Reihe von Jahren entdeckten jedoch Forscher einen, in unseren heimischen Gräben und Tümpeln lebenden, Verwandten der Seerosen, den kleinen Süßwasserpolypen *Hydra viridis*. Das tierische Tierchen zeichnet sich vor allem durch eine schöne, grüne Färbung aus, die sich bei der Untersuchung als echtes Blattgrün erwies. Damit schien dieses sicherste Kennzeichen der Pflanzen gefallen zu sein, bis endlich festgestellt wurde, daß diese Blattgrünkörperchen gar nicht von der *Hydra* erzeugt werden, gar nicht ihrem Körper angehören, sondern kleine einzellige Pflanzen, sogenannte Algen sind, die von außen in die Körperwand des Tierchens eingedrungen, hier üppig wachsen und sich vermehren.

Aber wenn das Blattgrün auch in diesem Falle seine Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal behält, an einer anderen Stelle leidet

es gänzlich Schiffbruch. Es gibt nämlich eine große, artenreiche Klasse im Pflanzenreiche, deren sämtlichen Angehörigen das Blattgrün vollständig fehlt, und die infolgedessen auch die Fähigkeit ihre Nahrung aus der Luft zu beziehen verloren haben, sich in der gleichen Weise wie die Tiere ernähren müssen, ich meine die Pilze. Ebenfalls haben viele andere Schmarotzerpflanzen das Blattgrün verloren. Wir sehen also, daß dieses Unterscheidungsmerkmal wohl für viele Fälle genügt, aber durchaus nicht für alle.

Seit Beginn der wissenschaftlichen Naturforschung wurde den Pflanzen nur die Fähigkeit der Ernährung und Fortpflanzung zugeschrieben, während den Tieren außerdem noch Empfindung und Bewegung zukommen sollte. Nun haben wir aber bereits gesehen, daß zahlreiche niedere Tiere, Korallen und Seerosen, keine Ortsbewegung besitzen, ja die Schwämme weisen überhaupt keinerlei Bewegungserscheinungen auf und sind auch gegen alle nur möglichen Reize völlig unempfindlich. Ja, es gibt sogar recht hochstehende Tiere, z. B. einen Krebs, die sogenannte Entenmuschel, die ihre Ortsbewegung eingebüßt haben und auf Steinen oder Pflanzenstengeln festgewachsen sind. Den Namen „Entenmuschel“ führt das Tier, weil die Mönche des Mittelalters behaupteten, daß aus ihm eine bestimmte Entenart entspringe, und da sie die Entenmuschel für Pflanzen hielten, so meinten sie, auch die Enten wären eigentlich Pflanzen und niemand könnte etwas dagegen haben, wenn sie sie als Fastenspeise verzehrten.

Doch kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück. Wir sahen also, daß es Tiere gibt, die keine Bewegungsschwingungen zeigen, andererseits kennen wir Pflanzen, die auf gewisse Reize hin sehr lebhaft Bewegungen auszuführen vermögen. Das beste Beispiel bilden die *Mimosen*. Die Blätter der Mimosen sind sehr ähnlich gebaut wie die unserer Akazien. Für gewöhnlich hält die Pflanze ihre Blätter in wagerechter Stellung und die einzelnen Blattsiedern gespreizt; sowie man jedoch den Stamm kräftig berührt oder auch nur leise ein Blatt anfäht, senkt es sich sofort herunter und die einzelnen Fieder werden zusammengelappt. Wenn aber auch die erwachsenen Pflanzen keine sichtbaren Bewegungen mehr auszuführen vermögen, so sind häufig wenigstens ihre Keimzellen lebhaft beweglich. So schwimmen die Sporen vieler Algen tagelang im Wasser umher, ehe sie sich festsetzen und zu einer neuen Pflanze auswachsen. Also auch dieses Merkmal muß als nicht ausnahmslos gültig fallen gelassen werden.

Ebenfalls haben neuere Untersuchungen dargetan, daß die Behauptung nicht richtig ist, nur die Pflanzen hätten die Fähigkeit Zellulose-Holzfasernstoff zu bilden, einen Stoff, der ja in der Technik bei der Papierfabrikation und der Bereitung der Schießbaumwolle eine wichtige Rolle spielt. Wir wissen jetzt vielmehr, daß Zellulose sich nicht nur im Panzer mancher niederen Tiere findet, sondern daß sogar die Mantelhülle der Seescheiden, der nächsten Verwandten der Wirbeltiere, aus reinem Holzfasernstoff besteht.

Völlständig unmöglich wird aber jede Trennungslinie, wenn wir noch tiefer in dem tierisch-pflanzlichen Systeme heruntersteigen bis in das Reich der einzelligen Lebewesen. Hier wird es in der Mehrzahl der Fälle zur reinen Willkür, ob man den einen Organismus den Tieren oder dem Pflanzenreiche zurechnen will. Tatsächlich werden auch wirklich viele dieser einfachsten Lebewesen in gleicher Weise in den zoologischen wie in den botanischen Lehrbüchern abgehandelt.

Fassen wir jetzt kurz das Resultat des bisher Gesagten zusammen, so sehen wir, daß es eine natürliche Trennung der lebenden Natur in zwei getrennte Reiche überhaupt nicht gibt. Und so sehr sich auch ein hochentwickeltes Tier von den höchsten Pflanzen unterscheidet, in ihrer Entstehung, ihrer Wurzel hängen die beiden Reiche dennoch eng zusammen und gehen in einander über. Tiere wie Pflanzen sind nur zwei Aeste an dem einen einheitlichen Baume des Lebens. Und wenn man in der Wissenschaft trotzdem diese scharfe Trennungslinie zieht, so sind es nur Gründe der Zweckmäßigkeit zur besseren Arbeitsteilung, die dieses Vorgehen rechtfertigen.

Kleines feuilleton.

w. Böbel — Basel. Ich habe das letztere Wort früher oft im „Vorwärts“ gefunden. Wenn ich nicht irre, rückte es von unserm alten Liebknecht her, der es in seinen Leitartikeln öfters im Sinne von Schund gebrauchte. Der Buchdrucker-Duden klammert hinter Basel als Erklärung das Wort Auslaufware ein. Im Oberdeutschen kommen neben Basel noch die Formen *Bosel*, *Posel*, *Bafel* in dem angegebenen Sinne vor. Das ist aber keineswegs die Grundbedeutung, wie man aus der Wendung: ein *Bosel* Leute, Schafe zc. leicht erkennen kann. Hier bedeutet es vielmehr eine große Menge, buntes Gewimmel, aber das, wovon eine große Menge vorhanden ist, verliert leicht seinen Wert und der Schritt zur wegwerfenden, verächtlichen Auffassung ist nicht mehr groß. *Bafel* ist also doch nicht gar dasselbe Wort wie *Böbel*? Aber gewiß ist es das: beide Wörter stammen von dem provenzalischen *pobla* her, das altfranzösisch *poblas* lautete und auf das lateinische *populus* zurückgeht. Die ungelautete Form *Böbel* entspricht dem französischen *peuple*. Die ursprüngliche Bedeutung war also Volk, Volksmenge, Einwohnerschaft, Leute im allgemeinen, sodann (oft mit einem Beiwort) das gemeine, geringe Volk, die niederen Stände, endlich der große Haufen, das gewöhnliche rohe Volk, rohe Leute überhaupt in Bezug auf Tat

Wort oder Gesinnung. Ursprünglich hatte also das Wort gar nichts Begreifendes an sich, und ich hätte den sehen mögen, der vom populus Romanus (römisches Volk) hätte verächtlich sprechen wollen. Erst allmählich entwickelt sich der schlimme Sinn, wie er in dem heute gebrauchten Vasel und Pöbel vorliegt.

Wer gehört denn nun eigentlich zum Pöbel, da man sogar von einem Pöbel im Zylinderhute spricht? Nun alle die, die ohne Not oder Zwang nicht nur keine Rücksicht auf Menschen und Tiere nehmen, indem sie ihren Handlungen und Aeußerungen keine Mäßigung auferlegen, sondern andere sogar durch ihre Roheiten geradezu belästigen. Wer z. B. nachts oder des Morgens in aller Frühe die Treppen hinunterpoltert, so daß es sich anhört, als ob ein Gewicht von fünfzig Pfund heruntergefallen würde, wer in aller Frühe beim Aufstehen mit den Stühlen umherschleift oder Holz und Preßholzen zu zerhacken beginnt, anstatt das am Abend vorher zu besorgen, so daß die übrigen Bewohner erschreckt aus dem Schlafe fahren, wer bei offenem Fenster auf's Klavier pault und seine tiefempfundnen Lieder dabei in die Nacht hinausbrüllt, oder auf die Desfentlichkeit übergehend, wer ernstliche politische Versammlungen, wo einsichtige Leute unser Erdendasein durch ihre Erörterungen erträglich zu machen suchen, durch wüsten Lärm zu stören unternimmt, der gehört zum Pöbel, das ist — Vasel. —

en. Die Verschleimung des Meeres. Das Seewasser wird außerhalb der Häfen für rein gehalten, aber man müßte statt dessen den Begriff „reinlich“ setzen, damit das Wort wahr würde. Ganz reines Wasser gibt es in der Natur überhaupt nicht, und das Meerwasser ist schon durch seinen starken Salzgehalt noch weiter davon entfernt, als selbst das trübe Süßwasser eines großen Flusses. Auch Batterien finden sich bekanntlich im Seewasser, vor allem aber noch außerordentlich viel mehr andere Lebewesen als in Seen oder gar im fließenden Wasser. Während wir größere Tierformen nicht eigentlich als einen Bestandteil des Wassers ansehen, so sind die unzähligen mikroskopischen Lebewesen vom Wasser gar nicht zu trennen. Sie werden auch von der Naturforschung in einen großen Begriff des Plankton zusammengefaßt, obgleich die einzelnen Tieren und Pflänzchen, die dazu gehören, selbstverständlich jedes für sich untersucht und benannt worden sind. Zuweilen treten sie so zahlreich auf, daß das Wasser von einer einzigen Form eine Trübung und eigentümliche Färbung annimmt. So hat das rote Meer seinen Namen von einer mikroskopischen Alge, und andere nicht minder kleine Gewächse vermögen dem Meer- oder Süßwasser eine Färbung in Gelbgrün oder Braun zu verleihen. Uebrigens sind auch winzige Krebsstiere dazu imstande. Am berühmtesten ist als derartige Effekt das Meerleuchten, das gleichfalls durch ungeheure Vermehrung gewisser winziger Tiere und Pflanzen hervorgerufen wird. Professor Cori spricht in der Wochenschrift „Umschau“ in dieser Hinsicht von einer Verschleimung des Meeres, die er im Adriatischen Meer, besonders am Golf von Triest, im Hochsommer mehrfach beobachtet hat. Man sieht dann im klaren Seewasser mit bloßem Auge eigentümliche Schleimmassen treiben, die aus Milliarden von Geißeltierchen aus der Klasse der Urtiere bestehen. Zuweilen kann man stundenlang mit einem schnellen Schiff fahren, ohne daß man aus den verschleimten Gewässern herauskommt. Oft geraten die schleimigen Wolken bei Nacht auch in ein prächtiges grünes Leuchten. Das wichtigste ist, daß die Verschleimung des Meeres hemmend auf den Fischfang wirkt; die Fischer nennen sie daher auch „Meerkrankheit“. —

Musik.

Es ist nicht ungewöhnlich, mit neuen, unbekanntnen Kompositionen einmal gleich sturzweise hervorzubrechen. In dieser Weise kam vorgestern (Sonntag) ein „Novitätenkonzert“ als Mittagsvortrag in Kellers Festsaal zustande. Veranstalter war der Dirigentenverband Berlins und Umgegend; Mitwirkende waren mehrere Gesangsvereine aus dem Arbeiter-Sängerbund und einige Solokünstler.

Wenn die in dieser Richtung arbeitenden Komponisten auf der Höhe modernen Könnens stehen wollten, so dürfte es doch räthlich sein, eine eigenartigere Auswahl von Texten zu treffen. Die komponierten Lieder waren als Dichtungen fast lauter letzte Aufgüsse auf vergangene Romantik. Das mag wohl dazu beigetragen haben, daß die Kompositionen selber mehr nach älteren als nach neueren Weisen klingen. Es ist natürlich eine sehr gewagte Sache, unter dem annähernden Dutzend von Komponisten, die hier zur Geltung kamen, eine Auslese nach dem Wert ihrer Leistungen zu machen. Es ist aber kaum weit gefehlt, wenn wir zwei Lieder von H. Schulte n voranstellen. Unter ihnen gefiel uns das Stück „Da zieht's mich hin!“ noch besser als der „Bundes-Festgesang“. Ungefähr ebenso wertvoll, insbesondere durch etwas Stimmungsvolles, dürfte die von E. Pahl komponierte „Waldeinsamkeit“ sein, nach einem an sich schon sehr symbolischen Gedichte von H. Leuthold. Manche andere Stücke zeichneten sich teils durch Schlichtheit aus, wie z. B. „Lengenswonne“ von E. Schiebold, teils durch eine interessante Gestaltung, wie z. B. „Frühlingssturm“ von Angerer u. dergl. m. Noch andere Lieder blieben in der bekannten Einförmigkeit der Liedertafel. Abgesehen von diesen Verschiedenheiten möchten wir aber den meisten Komponisten dringend eine größere Sorgfalt in der Betonung des Textes raten, statt daß sie die Hauptaufgabe auf den Artikel, auf untergeordnete Fürwörter, auf Vorwörter usw. legen; und der Vers „So viele Jahre sind in Eintracht froh verfloßen“ bekommt seit Richard

Wagner seine Jaesur nicht zwischen „sind“ und „in“, sondern zwischen „Jahre“ und „sind“.

Unter den Solisten möchten wir kurz die Sopranistin Fräulein Margarethe Henning und den Violinisten Ludwig Wagner hervorheben. Dagegen schien uns die Auswahl der Solostücke für diese Stelle und Gelegenheit weniger günstig, aus qualitativen wie aus quantitativen Gründen. Das Konzert sollte um 12 Uhr beginnen und war um 3 Uhr zwanzig Minuten, nach dem letzten neuen Kompositionstuck, noch nicht zu Ende. Wir haben auf derartige Schwerefälle in ähnlichen Konzerten schon öfter hingewiesen und möchten abermals zu bedenken geben, daß eine künstlerische Veranstaltung, die wirklich eine solche und nicht bloß ein ehrenwerthes Stück Vereinsleben sein will, auch die entsprechende Unterabteilung von einem solchen braucht.

Das alles hindert natürlich nicht, daß wir mit Vergnügen in die oft betonte und begründete Freude einstimmen, die schon überhaupt die Pflege eines vollstümlichen Chorgeanges bereiten kann; nicht zuletzt wegen des Zuges von Wärme, der darin meistens zu spüren ist und tatsächlich auch diesem Konzerte nicht gefehlt hat. —

Kunst.

e. s. Deutsche Pastellausstellung im Künstlerhaufe. Seltener halten die Künstler die Grenze inne, die der Pastelltechnik gezogen ist. Sie wollen damit malen wie mit Oelfarben, deren gewichtiges Material gestattet, die Wirklichkeit in all ihren Nuancen getreu wiederzugeben. Die Pastellmalerei ist aber immer eine Uebersetzung der Wirklichkeit. Der Maler benutzt das Papier als farbiges Mittel mit, setzt hier einen Farbfleck und da einen flüchtigen Strich hin und so gelingt es ihm, einen momentanen Reiz festzuhalten. Dieses Leichte, Schnelle verführt die Momentanten, sich mit Vorliebe dieser bequemen Technik zu bedienen, die so leicht nach etwas ansieht, ohne viel Arbeit und Schwierigkeiten zu machen. Darum war die Pastellmalerei die typische Kunst der Rokokozeit, deren Glitterstaub sie gut wiederzugeben verstand. Als man in Perücke und Reifrock frisiert und gepudert herumkief, da konnte man diese Kunst gebrauchen, die man allerdings graziose und geschmackvoll handhabte. Heutzutage aber fehlt uns eigentlich der Sinn für dieses Leichte, Hintändelnde und wir empfinden das Pastell leicht als süßlich. Manche Künstler lassen diesen flüchtigen Reiz der Technik ganz vergessen und malen große Bilder in schweren Farben in Pastell, wie Kaiser-Eichberg und Mohrbutter, Arbeiten, in denen viel Ernst und Kraft steckt, die man aber lieber in Del sehen würde. Die große italienische Landschaft des ersten wirkt schwer im Ton und läßt gar nicht mehr an Pastell denken. Und Mohrbutter nimmt in seinem weiblichen Akt der Technik jede Feinheit, verleiht ihr eine Gründlichkeit und Festigkeit, die ihrem Wesen widerspricht. Andere Maler nehmen Wasserfarben zu Hilfe, um den Bildern eine schönere Tiefe und Flüssigkeit des Eindrucks zu geben, sie wollen der Wahrheit des Natureindrucks näher kommen. So macht es Dettmann auf einigen seiner Landschaftsbilder, die im Motiv einfach, in der Darstellungsart jedoch kompliziert und oft sentimental sind. Die glühende Sonne über dem Ackerfelde wirkt unnatürlich. Ihre Strahlen sind allzu sehr abgezirkelt. Auch Hamachers Marineglizen wirken genau so wie seine Delbilder, haben genau den gleichen, grünlichen Ton, der durch die Wasseratmosphäre bedingt ist. Man wird keinen Unterschied im Eindruck haben, stellt man ein Delbild von ihm neben ein Pastellbild, und doch sind diese Techniken so scharf von einander geschieden.

Am besten können die Pastelle des toten Bruno Biglhein sagen, wie ein Pastell gemalt werden muß. Die Bilder befriedigen an sich nicht so erheblich, aber sie zeigen den Wert und die Grenzen der Technik in sachlicher Weise. Auf grauem Papier, dessen Ton immer mitspricht, ist mit schnellen Strichen leicht ein Frauenporträt hingeschrieben. Die Toilette wird skizzenhaft mitbenutzt und mit einigen Strichen umschrieben. Das Fleisch zeigt leise Tönung. Alles ist nur vorsichtig ausgedrückt und will nicht Wirklichkeit geben, nur Andeutung. Der Ausdruck ist lebhaft und man merkt, daß der Maler dem Modell gern ein wenig schmeichelt und dahin strebt, mit ein paar Strichen schnell die Reize in das beste Licht zu setzen. Auch die Kinderbilder von Thedy (Weimar) sind in gleicher Weise trefflicher erfasst und durchgeführt. Zarte Handhabung der Technik, hier und da ein Farbflecken, aus dieser flüssigen Schrift ergibt sich leicht und locker ein frisches Kindergezicht. Der Eindruck ist nicht reichhaltig, festelt nicht, aber er gefällt im Vorbeigehen.

Unter den Landschaften findet man noch am ehesten befriedigende Arbeiten. Das Skizzenhafte wird hier bewußt beibehalten. Namentlich Hertels Studien aus Italien, Florentiner Ansichten, deren graue Häuser, graue Berge so duftig wirken und ein so feines Zusammenspiel von leichten Tönen ergeben, fallen auf. Brendel geht den Reizen alter Gärten und Parks nach und findet hier manches brauchbare Motiv, eine schattige Allee, einen Ruheplatz, alles schnell und zart angedeutet. Langhammer studiert Regensstimmungen, es gelingt ihm, den Dunst nach Regen, der alle Erscheinungen verschleiert, wiederzugeben. Mit einem Großstadtbild interessiert Weiler, eine Beleuchtungsstudie, Licht, das sich im nassen Pflaster wiederpiegelt. —